

## Buchbesprechungen

Hartmut Beck:

BRÜDER IN VIELEN VÖLKERN. 250 JAHRE MISSION DER BRÜDERGEMEINE. Erlangen, Verlag der evangelisch-lutherischen Mission, 1981, 583 S.

Als 1932 die Brüdergemeinde ihr 200jähriges Missionsjubiläum feierte, erschien das zweibändige Werk '200 Jahre Brüdermission' von Karl Müller und Adolf Schulze, seitdem die maßgebende solide, sachliche, etwas nüchterne Darstellung des Gegenstandes. Das 250jährige Jubiläum 1982 hat den Anlaß gegeben zu einer neuen Gesamtdarstellung, die auf Anstoß der Unitätsdirektion von Hartmut Beck, selbst ein "Missionskind", lange Jahre in Tansania, jetzt Pfarrer der Brüdergemeinde in Hamburg, abgefaßt ist.

Dabei handelt es sich nicht um eine Wiederholung mit Ergänzung, sondern um eine neue Gesamtkonzeption mit veränderter Zielsetzung und entsprechend anderem Stil. Das Buch ist an einen weiteren Leserkreis gerichtet, schwungvoll geschrieben, großzügig in seinen Zusammenfassungen, mit einer Freude am Anekdotischen und an attraktiven Überschriften ("skalpiert und verbrannt", "Erweckung mit Streß", "Mit Dampf ins 20. Jahrhundert"). Bewußt wird der Eindruck vermieden, als handele es sich um einen wissenschaftlichen Wälzer, den man sich bestenfalls ehrfurchtsvoll ins Bücherregal stellt. Die Abbildungen (übrigens ausgezeichnet in Auswahl und Technik) und die etwas kesse äußere Aufmachung könnten den gegenteiligen Eindruck erwecken. Aber das wäre durchaus falsch. Die Anmerkungen und Anhänge und auch der Text lassen solide Arbeit erkennen, wobei ein besonderer Vorzug darin liegt, daß auch gescheiterte Missionsunternehmen (etwa Trankebar, die Nikobaren) mit der oft grausamen Härte der Erfolglosigkeit mit einbezogen sind.

Freilich handelt es sich im wesentlichen nicht um neue eigene Forschung aufgrund der Quellen, umso mehr um eine eindruckliche Gestaltung dessen, was in der Spezialliteratur in breiter Fülle vorliegt, und das ist bei diesem weitgestreuten und vielfältigen Stoff Leistung genug. Es ist gegenüber 1932 etwas Neues, daß es afrikanische und sonstige neben den europäisch-amerikanischen Publikationen gibt. Beck zitiert Zeefuik, einen surinamischen Pfarrer, Hastings, den schwarzen Bischof, Mwashitete, Mwakafwila aus Tansania u.a., neben Bourquin, Ibsen, Schaberg, Krüger für Südafrika, van der Linde über Surinam und die Karibik, Degn für die dortige Mission im Zusammenhang des Sklavenhandels. Vermißt habe ich nur die Darstellung der 200jährigen Geschichte der surinamischen Buschlandmission von drei Surinamern, zusammen mit zwei Holländern.

Zum Inhalt des Buches sei noch auf Einzelnes hingewiesen. Wir lernen den Sklaven - später Freien - Cornelius kennen (59f.), den Degn (338-45) den bedeutendsten unter den schwarzen Mährischen Brüdern nennt und in seinem Buch sogar farbig abbildet. Hamilton erwähnt ihn kurz (248f), Müller nicht. Mancher wird bedauern, daß statistische Zahlenangaben nur bis 1929/30 reichen.

Von den beiden westindischen Unitätsprovinzen gelingt es Beck, ein farbiges, lebendiges Bild zu zeichnen, das bis in die Gegenwart führt. Eine Kleinigkeit: Wäre es nicht an der Zeit, den vielleicht in England verständlichen Namen "Westindien-Ost" so zu nennen, wie es sonst im deutschen Sprachgebiet üblich ist, nämlich: Kleine Antillen? Auch die Jungferninseln gehören dazu (495 oben).

Zu Beginn der Missionsgeschichte von Surinam und Berbice (73) findet sich ein wertvoller Überblick über die Suche nach "offenen Türen", die man nach dänischen und britischen nun auch in holländischen Gebieten zu finden hoffte. Trotz Staunens über das "nie denkbar gewesene Gemeinschaftsbewußtsein" mit den christlichen Indianern in Pilgerhut kann der moderne Missionsmann nur den Kopf schütteln über solch "gedankenlose Überfremdung" (80). Es ist doch besser, daß Beck die "übelgesinnten jungen Leute" (so Müller 105), die 1806 die Siedlung Hoop an der Corantijn anzündeten, als "abgefallene Glieder der Gemeine" bezeichnet (83); Hamilton suggeriert, daß es Heiden gewesen wären (274).

1848 schickte Missionar Tank von seinem Europaurlaub aus ein Rundschreiben an die surinamischen Pflanze, die die Mission nicht zu ihren Sklaven ließen; der Ton des Schreibens war sehr zurückhaltend, reizte aber die Empfänger so, daß sie vom Präses eine Erklärung verlangten; Tank durfte nicht nach Surinam zurückkehren. Schulze und Hamilton haben diese Geschichte verschwiegen, nicht aber Beck (209f); er fußt auf den holländischen Büchern von H.G. Steinberg (1933, 84-86) und Helman (1968 zum 200-Jahr-Jubiläum der Brüderfirma C. Kersten & Cie). Ob die surinamischen Einwanderer in Holland "größtenteils creolisch" sind (473) oder, wie der Unterzeichnete mehrfach in Holland hörte, etwa zu gleichen Teilen creolisch und asiatisch, wird schwer mit Sicherheit festzustellen sein.

Interessant ist der Vorläufer unserer Nicaraguamission, Missionar Post, der bereits im 18. Jahrhundert privat die Miskitoküste besuchte (274-77); nach Hamilton handelte es sich um Honduras (553); nach Müller (223) hatte Post auf Zinzendorfs Rat hin eine Indianerin geheiratet, so daß man mit Sicherheit, nicht nur als Vermutung (Beck 282) sagen kann, daß kein Einspruch dagegen vorlag. Die neue Miskito-Übersetzung des Neuen Testaments ist nicht "ökumenisch" im Sinne von Genf (355), sondern trägt auf S. 2 ein Widmungswort mit den Unterschriften: Bishop Hedley Wilson, Morevian Bisopka, Mons, Salvador Schlaefel, katolik Bisopka.

Der Unterzeichnete hat die Berichte aus Honduras sozusagen seit Beginn der dortigen Arbeit (1930) gelesen und sie stets mit besonderer Freude übersetzt; denn so schnell und zügig wie dort pflegte die sonst eher bedächtige bis manchmal bremsende Brüdermission anderwärts nicht vorzugehen. Damit macht uns Beck in hervorragender Weise bekannt (356-64).

Mit Recht wird das Besondere der unscheinbaren Arbeit in Guayana - richtiger als Guyana - (333ff) hervorgehoben: Das erste Dreivierteljahrhundert sah hier keine weißen Missionare und auch später nur vorübergehend. Auf S. 339 sollte es doch wohl heißen, daß "im Zuge der Neuregelung durch die Generalsynode 1957 mit Westindien-Ost Guayana eine Gliedprovinz wurde". Vorher war es kürzere Zeit an die Insel-Provinz angeschlossen worden.

Die Geschichte der Brüdermission in Grönland war schon abschließend, z.B. bei Müller und Schulze, behandelt worden. Doch ist

man dankbar, daß die theologische Fehde zwischen Egede und Christian David als "genau anders herum" (65) bezeichnet wird als das Streitgespräch zwischen Zinzendorf und Wesley, wo ersterer der strenge Lutheraner und Wesley der Pietist war; das grönländische Streitgespräch war zuerst im 19. Jahrhundert und dann im 20. vor allem in der skandinavischen Missionsliteratur wieder aufgenommen worden. Möge zu dem allen das Becksche Urteil der Schlußpunkt sein!

Auch die nordamerikanische *I n d i a n e r m i s s i o n* war schon mehrfach abschließend behandelt worden; aber in einem Buch, das auch immer wieder auf die zeitlichen und anderen Querverbindungen hinweist, durfte das Martyrium der Indianer - auch der Christen unter ihnen - und ihrer Missionare nicht fehlen.

*L a b r a d o r* war und ist das Lieblingskind vieler Missionsfreunde, und Beck enttäuscht sie gewiß nicht mit seinem recht vollständigen und gut geschriebenen Bericht. Die durch moravisches Eintreten verschobene Uranausbeutung in der dortigen Gegend fehlt freilich. Erstaunlicherweise bringen die meisten Missions-Geschichtswerke nicht die Tatsache, daß die Labradorküste bis 1763 französisch (nicht britisch, 159) war (E.-A. Senft, *Les Missions moraves*, 1890, S. 241), weshalb einige Eskimos etwas Französisch konnten (Müller 147) und sich anscheinend deshalb als Freunde der Franzosen und Feinde der Engländer betrachteten. Und Erhardts Schiff fuhr 1752 unter britischer Flagge! Daher begannen auch die neuen Reisen nach Labrador 1763, als es britisch geworden war! In North West River (Beck 269) arbeitet Ruth Schüle seit Jahren als Lehrerin und Laienpastorin allein; der zuständige Pfarrer ist der von Happy Valley (daher S. 269, 7. Zeile, besser das "auch" streichen).

Seit 1956 hat die "*M o r a v i a n C h u r c h i n N o r t h I n d i a*" keinen Missionar mehr, was Beck im Inhalt S. 583 andeutet. Daß diese Kirche aber selbst Mission treibt, hat sie 1962 durch die Gründung von Rajpur bewiesen, wo den Flüchtlingen aus Tibet das Evangelium angeboten wird. Trotzdem hat die Unitätssynode 1967 aus der "Provinz" ein "Unity Undertaking" gemacht - können Synoden irren? -, und Beck sagt konsequenterweise im Vorwort (S. 11) - freilich ohne das Land zu nennen - bei einem Dienstbereich könne von einer Kirchwerdung nicht gesprochen werden. So hart sagt es die "Church Order of the Unitas Fratrum" von 1967 (§ 770) nicht, ja sie nennt in § 219a dieses "Undertaking" doch "The Moravian Church in North India". War doch schon 1927 der Präses, F.E. Peter, zum Bischof geweiht worden, was nach damaliger Missionspraxis ein Schritt auf dem Weg der Kirchwerdung war; ein weiterer Schritt war die "Allgemeine Kirchenkonferenz" 1934 (Beck 309). So ist es gewiß richtig, in der letzten Zeile des Himalayaberichtes (311) nochmals von der "kleinen tibetischen (eigentlich westtibetischen) Kirche" zu reden. Mit Recht spricht Beck oft von Westt Tibet, aber ebenso oft von Tibet, wo es sich um Westt Tibet handelt; trotz gemeinsamer Sprache und Religion haben Tibet und "Westt Tibet" seit Jahrhunderten politisch nicht zusammengehört. Übrigens war Phunthsog 1953 (310 oben) Staatsbeamter und höchstens gelegentlicher Laienprediger; er wurde erst 1956 ordiniert und damit Pfarrer.

Man spürt, daß der Verfasser dreizehn Jahre in *S ü d t a n s a n i a* (364-389) zu Hause und entscheidend am Werden der "Volkskirche am See" beteiligt war. Er bringt wieder den alten Namen des "Missionsgebietes" *N y a s s a*, den man seit 35 Jahren mühsam abzuschaffen

bemüht war wegen der ständigen Verwechslung mit dem Nachbarland Nyassaland (heute Malawi); Schulze sprach nur vom Nyassaland. Stanleys Reisen (365) weckten die Begierde des belgischen Königs persönlich! Belgien übernahm den Kongostaat erst 1908. Erstaunlich ist, daß Fiabalema, der erste Täufling im Nyakyusaland, in Rungwe, eine Saffraufrau gewesen sein soll (d.h. etwa aus der Gegend von Utengule; (533, Anm. 9); gegen Schulze (473). Für Nichtkenner: Die in Krieg und Nachkriegszeit einspringende schottische Mission (369) kam aus dem benachbarten Nyassaland/Malawi, wo etwa die gleiche Sprache gesprochen wird. Die zwei Krankenschwestern der Zwischenkriegszeit (371) waren Else Schärf in Isoko und Weber, wohl in Rungwe. In den 30er Jahren gab es schon zahlreiche Buschschulen, meist an den Orten, an denen sich später Außengemeinden bildeten. Daß die britische Missionsbehörde bei Kriegsausbruch 1939 sofort als Ersatzdirektion für die "Nyassamission" auftrat, geschah auf geheime Bitte Herrnhuts; S. Baudert war wenige Wochen vor Kriegsausbruch deswegen noch in London gewesen (372). Der Name "Südhochland" (-Mission oder -Provinz S. 372 unten) setzte sich auf dem Kontinent erst in den 50er Jahren als Ersatz für das mißverständliche "Nyassa" durch; das Gremium, in dem die britischen und kontinentalen Brüder die Arbeit in diesem Land besprachen, hieß bis 1968 "Südhochland-Komitee"; die Ursache des "komplizierten Zusammenspiels" zwischen London und dem Kontinent lag darin, daß der British Mission Board "nur" Leitungsbehörde war, die Geldmittel aber vom Kontinent kamen (387). Ob wirklich die Bedeutung der nationalen Unterschiede der Europäer immer stärker zurücktrat (373)? Erst in neuerer Zeit, besonders auch seit den Europareisen von Afrikanern, lernten letztere die Unterschiede kennen; und manche fanden, es sei gut, wenn die zu ihnen kommenden Europäer verschiedener Nationalität seien; sie hätten ja auch Stammesunterschiede.

Christiansfeld war 1773 als dänische Brüdergemeinde entstanden (Cröger III, 158f). Am 14.8.1843 wurde dort der Nordschleswigsche Missionsverein gegründet, der auch in der deutschen Zeit (1864-1920) weiterbestand. Am 19.11.1921 wurde sein Name in Brødreminighedens Danske Missionsforening abgeändert (F.C. Høy, Sendebud i Kristi Sted, 1943; 184 S.). Es war also nicht ein neues Missionskomitee gegründet worden (396 oben). Dr. Keevill (405) war von 1923 bis 1939 der Gründer und Leiter der missionsärztlichen Arbeit in Sikonge, Unyamwezi; später war er Regierungsarzt u.a. in Antigua, kehrte aber nach seiner Pensionierung 1956 mit seiner Frau für einige Jahre nach Sikonge zurück; 1961 gingen sie dann wie Bischof Ibsen und Frau in den Ruhestand (Hamilton 617 und 674, Anm. 186).

Die Ausbreitung der Moravian Church in Western Tanzania, MCWT (= Unyamwezi) nach Südwesten, Westen und Norden setzte ein, als die Kirche nur noch von Afrikanern geleitet wurde (406/07). Die Aufzählung der dänischen Missionare jener Zeit (396) scheint vollständig zu sein durch die Numerierung: "...als fünfter..."; aber mit diesem - Jens Hansen - kam gleichzeitig sein Stiefbruder Johannes Löbner Hansen und bald noch andere (Høy 27/28). Die Ausstation Kidugalo wurde Anfang der 30er Jahre gegründet und bot die ersten zwei Jahrzehnte 30-60 Kranken Raum, bevor sie durch die Erweiterung der 50er Jahre 500 Aussätzige aufnehmen konnte (397).

Im Blick auf Georg Schmidt in Südafrika hielt es Zinzen-dorf für möglich, daß ein Nichtordinierter eine Taufe vollzöge (103); Lutheraner und Katholiken kennen ja die Nottaufe, nicht aber die Reformierten (RGG<sup>3</sup> VI.648: Karl Barth, Kirchliche Dogmatik IV.4,

S. 115: "nur ja keine Hebammen- und überhaupt keine Nottaufen!"). Und Reformierte herrschten ja im damaligen Südafrika.

Um die drei neuen Missionare, die 1792 angekommen waren, sammelte sich sehr schnell eine kleine Gemeinde, die weithin aus den Nachkommen der von Georg Schmidt vor einem halben Jahrhundert Getauften oder sonstwie Beeindruckten bestand (231). Interessant ist die Charakterisierung der verschiedenen Missionen in Südafrika und ihre Besonderheiten (233f).

Die Schilderung der sogenannten "Kaffernkriege" (bei Beck nicht so genannt) in ihrer Auswirkung auf Silo usw. ist glänzend (245ff). Daß Missionar Bonatz den Tembuhauptling Mapasa vor einem Hinterhalt warnte (248) und dieser sich revanchierte, ist ein treffliches Beispiel für praktisch bewährtes Christentum (s.a. Krüger 231).

Beck vermeidet mit Recht den Begriff "Kaffern", den Müller-Schulze (1931/32) noch allgemein brauchen, auch Hamilton (1967); heute wird er als Beleidigung empfunden (früher wohl auch schon, aber man achtete nicht darauf). Das Wort kommt aus dem Arabischen und bezeichnet die Ungläubigen, vom Islam aus gesehen, wohl etwa so wie bei uns früher das Wort "Heiden". Die Portugiesen, die nach den Arabern kamen, brauchten das Wort zur Bezeichnung der Afrikaner, die weder Christen noch Moslems waren. In Südafrika blieb dieser Name in besonderer Weise an dem Volksstamm hängen, der am weitesten nach Süden vorrückte, mit dem es daher die Weißen als Nachbarn in erster Linie zu tun hatten, an den Xhosas (z.T. auch an den "Zulukaffern", deren Sprache mit dem Xhosa verwandt ist). So kam es, daß ein ganzer Landstrich, etwa die heutige Ciskei, offiziell zu "Britisch-Kaffraria" wurde. Die andere große Gruppe der Nichtweißen in Südafrika, die "Farbigen", wurde bis zur Sklavenbefreiung noch konsequent unterteilt in Hottentotten und Farbige (Beck nennt schon vorher beide "Farbige"); letztere waren vor allem Mischlinge, was heute von allen Hottentotten-Abkömmlingen gilt.

Außer missionarischen Mitarbeitern aus der Bundesrepublik kam auch Normann Reichel mit seiner Frau aus Neudietendorf, DDR, nach Südafrika (424).

Der Zusammenschluß der beiden südafrikanischen Provinzen bedeutete u.a., daß nur ein Delegierter zu ökumenischen Veranstaltungen zu reisen braucht. Aber jede der beiden "Regionen" behielt das Recht, drei Delegierte an die Unitätssynode zu entsenden (429).

H l u b i l a n d und O s t - G r i q u a l a n d bezeichnen etwa das gleiche Gebiet, das vor 1873 "Niemandland" genannt wurde (E.A. Walker, A History of South Africa). Die Hlubis sind ein Xhosa-stamm, die Griquas Farbige; in Mvenyane leben beide; statt Hlubiland soll man heute "Maluti" sagen. Als die Regierung 1956 das Seminar in Mvenyane übernahm, war es nur noch ein Lehrerinnenseminar; die Ausbildung von Lehrern hatte schon einige Jahre vorher aufgehört (444). Die Arbeit in Pietermaritzburg, für die Xhosas genauer in den Vorstädten Edendale bzw. Imball, dürfte weitergehen (446). Auf S. 447f sieht es aus, als ob die Apartheid vor allem wegen einzelner Verfügungen der Weißen beanstandet werde. Das Entscheidende ist aber doch, daß die Nichtweißen keine vollen bürgerlichen Rechte haben, nicht stimmen und wählen können, in ihren Entscheidungen von den Weißen abhängig sind, so daß sogar das an sich Gute als schlecht empfunden wird, weil es von den Weißen kommt und die Nichtweißen nicht am Zustandekommen des Beschlusses beteiligt waren. Das Parlament der Transkei (448), das 1963 gewählt wurde, war nicht das

erste. 1933 sah ich die "Bunga", in der sich in Umtata ein Transkei-Parlament versammelte, das freilich nur beratende Funktionen hatte; auch moravische Mitglieder jenes Parlaments lernte ich kennen. Diese unwahrscheinliche Langsamkeit in der Befreiung der Schwarzen, ja die ganze Homeland-Politik zielt doch nur auf Wahrung von Rechten und Besitz der Weißen.

"Außer den Reformierten Kirchen Südafrikas sind sich die Kirchen in der Ablehnung (der Apartheid) einig", sagt Beck (448 unten); es müßte heißen: außer den reformierten Burenkirchen! Denn es gibt z.B. die Niederduitse Gereformeerde (oder Hervormde) Sendingkerk (van Afrika), d.h. die aus der Mission der Burenkirchen hervorgegangenen schwarzen Kirchen, deren Mitglieder ebenso gegen die Apartheid sind wie die Kirchen, die aus den Missionen der englischen, u.a., Presbyterianer, der (früheren) Pariser und der Schweizer Mission hervorgegangen sind. Die reformierten Burenkirchen stehen im Reformierten Weltbund allein mit ihrer Apartheidsgesinnung.

Paul Theile

Hans Günter Mende:

DIE GESELLSCHAFTLICHE REALITÄT DES HERRNHUTERTUMS.  
EINE SOZIALWISSENSCHAFTLICHE STUDIE, DARGESTELLT AM BEISPIEL  
DER EUROPÄISCH-FESTLÄNDISCHEN BRÜDERUNITÄT IN DER BUNDES-  
REPUBLIK DEUTSCHLAND.

Diss., Münster 1981. 246 S.

Neben der vielfältigen historischen und theologischen Literatur über die Brüdergemeine läßt eine sozialwissenschaftliche Studie aufhorchen. Mit den Methoden der Soziologie, und dazu gehört auch ihre Fachsprache, soll die gesellschaftliche Wirklichkeit der Brüdergemeine, die durch eine intern übliche Sprech- und Denkweise vernebelt wird, aufgedeckt werden (Kap. 1). Innerhalb der Vielfalt entsprechender religiöser Gruppierungen wird die Brüdergemeine als "Sekte" im Sinne einer soziologischen Theorie - also nicht der Kirchengeschichte - charakterisiert und im Weiteren als "Herrnhuter Sekte" bezeichnet (Kap. 2). Die Rolle der Tradition, insbesondere die der Gestalt des Grafen Zinzendorf, wird in diesen Zusammenhang gestellt (Kap. 3). Sodann werden die Differenzierungen innerhalb der sozialen Struktur der Gemeine beschrieben (Kap. 4). Entscheidend ist das Schlußkapitel über die Formen der Herrschaft und die Rolle der Macht in der Gemeine (Kap. 5). Das Literaturverzeichnis zeugt von angemessenen Fachkenntnissen.

1. Das Buch liest sich schwer, weil die Soziologensprache vielen fremd ist. Der Autor schwelgt in Fremdwörtern, auch wo es nicht nötig wäre. Mit wenig Ausnahmen ist - wie Mende denunziert - die brüderische Literatur von Theologen verfaßt oder doch der Theologensprache angepaßt. Der Verdacht liegt nahe, daß das Buch aus einem antitheologischen Affekt heraus entstand. Anders ist kaum erklärlich, daß mit solcher Konsequenz theologische Aspekte ignoriert und diskriminiert werden. Die Frage ist,